Nummer 95 Dienstag, 24. April 1923

Berliner Familien-Zeitung

Emil . . .

Von Hans Hyan

Frau Lorensen und ihre Tochter Grete waren in der Stadt, Einkäufe zu besorgen. Grete, die sechzehnjährige, war eine große Tierfreundin, und, als man bei einem Händler vorbeikam, der Vögel, Papageien und sonstiges Viehzeug in seinem Schaufenster hatte, war der liebe Blondkopf wie gewöhnlich nicht fortzubringen. Und sie ließ nicht locker, bis die Mutter mit ihr hineinging in den Laden.

Da drinnen war ein ohrenbetäubendes Zwitschern und Pfeifen, Sprechen, Lachen und Flöten und Singen. Und in all den Lärm kreischte ein rothaubiger Kakadu, um den gerade eine Dame handelte. Plötzlich schrie Grete laut auf. „Mama, ich bitte dich, komm' doch bloß mal her, ein Affe!"

Frau Lorensen bewunderte pflichtschuldigst den Affen, der klein und ängstlich sein braunes Körperchen ganz in die Wolldecke vergrub, die im Hintergrunde seines Gebauers lag.

Als aber der Händler bald nachher zur Verfügung der Damen Lorensen stand, erwies es sich, daß Fräulein Grete ihre Geschmacksrichtung geändert hatte.

Da ging er, dem Gretchens Begeisterung vorher nicht entgangen war, scheinbar ganz absichtslos an das Gebauer, in dem das Äffchen saß, schob die Drahttür fort und sagte, die Hand hineinsteckend: „Na, Emil, du möchtest wohl 'n bißchen raus?"

Das Äffchen klammerte sich an die Hand, ließ sich herausnehmen, war dann im Nu am Arm hinauf auf die Schulter geklettert, und schmiegte sich zärtlich an des Mannes braune Wange.

Grete war begeistert! Ihre Bewunderung für das Geschlecht der Vierhänder im allgemeinen und für den kleinen Emil im besonderen kannte keine Grenzen und ward jeden Einwand der Mutter über den Haufen.

Grete erwies sich als eine leidenschaftliche Verteidigerin der Gattung „Simia", worin sie nebenbei von dem Händler aufs eifrigste unterstützt wurde. Sie erklärte ihrer Mama, Affe und Affe sei ein Unterschied! Emil beispielsweise gehöre einer jener Rassen an, die prinzipiell nicht wachsen. Er rieche auch nicht, Frau Lorensen möchte doch mal ihre Nase heranbringen.

Frau Lorensen fühlte, daß sie geschlagen sei. Mit einer Gebärde der Ratlosigkeit ließ sie die Arme sinken, und Grete benutzte die Gelegenheit, ohne sich um den Händler oder die anwesenden Papageien zu kümmern, und umhalste die Mama und schmeichelte ihr so lange, bis die Gute das Portemonnaie hervorzog und die von dem Händler für den Affen geforderten hunderttausend Mark bezahlte.

Sofort nahm Grete den kleinen Emil vom Arm des Händlers und schob ihn, wie sie dies von den leierkastenspielenden Italienern gesehen hatte, in ihr Jackett. Und Emil fand sich sofort in die Situation. Er versuchte nicht einmal zu beißen, was Gretchen zu der Prophezeiung bewog, der kleine Kerl werde in absehbarer Zeit auch sprechen lernen. Der Händler nickte schmunzelnd, sagte aber, als er die Damen zur Tür geleitete, sie täten doch wohl gut daran, einen Wagen zu nehmen.

Grete wollte davon nichts wissen, aber Frau Lorensen befolgte trotzdem diesen Rat, um so mehr, als sie vorhatte, noch einige Besorgungen zu machen.

Während Frau Lorensen in das Geschäft trat und Grete draußen im Wagen sitzen blieb, kitzelte es die junge Dame, sich ein wenig als Besitzerin eines Affen zu produzieren. Sie öffnete deshalb einige Knöpfe ihres Jäckchens und ließ Emil seinen kleinen Affenkopf herausstecken. Die erhoffte Wirkung blieb denn auch nicht aus, die Leute standen still und fragten Gretchen nach ihrem Pflegling. Schließlich trat ein Schutzmann hinzu, der die Leute aufforderte, auseinander zu gehen, und wer weiß, wie die Sache noch geendet hätte, wäre nicht Frau Lorensen aus dem Geschäft gekommen und rasch in die Kutsche gestiegen.

So fuhr man, begleitet von einigen scherzhaften Zurufen, davon und zum Bahnhof.

Gretchen, die, anfänglich ein wenig beschämt, nur auf Emil ihre Aufmerksamkeit richtete, war auf dem Bahnhof schon wieder ganz die Alte und sagte zu dem Beamten am Billettschalter mit verstelltem Ernst: „Entschuldigen Sie gütigst, mein Herr, aber ich habe einen kleinen Affen, muß ich für den auch ein Billett lösen?"

Der Beamte besaß Witz genug, dem blonden Kobold zu antworten: „Wenn es ein kleiner Spitz wäre, mein Fräulein, so müßte er ins Hundeabteil, so können Sie ihn selber mitnehmen!"

Grete lachte und selbst Frau Lorensen lächelte, aber sie tadelte ihre Tochter doch und wünschte nur, sie möchten erst zu Hause auf ihrem Landsitz sein.

Glücklicherweise bekam man ein leeres Abteil, und kaum hatte Grete die Abteiltür geschlossen, so öffnete sie auch schon ihr Jäckchen und setzte Emil auf die Polsterbank. Aber in demselben Augenblick fuhr sie auch zurück, denn der Affe schnellte, als hätte sich plötzlich eine Feder in ihm geöffnet, in die Höhe und saß oben in dem für das Gepäck bestimmten Drahtnetz.

Hell auflachend und ohne Zagen auf das Polster hinaufhopsend, wollte das junge Mädchen ihn wieder einfangen, aber Emil wies sich seiner Herrin bedeutend überlegen, er war schon im Nebenabteil, entlockte dort einigen Herrschaften Ausrufe der Entrüstung und fletschte, als ein dicker Herr ihn fangen wollte, so urdrollig seine weißen Mäusezähnchen, daß Grete sich vor Lachen kaum halten konnte. Es war wiederum gut, daß der Zug sich in Bewegung setzte. Uebrigens war Emil vernünftig genug, gleich darauf zurückzukehren und sich an die Brust seiner jungen Herrin zu flüchten, die ihm zärtliche Vorstellungen wegen seiner Flatterhaftigkeit machte. Ihm einen Klaps zu versetzen, dazu war Gretchen nicht zu bewegen, und Frau Lorensen, die es gern selbst getan hätte, fürchtete sich vor Emils Gebiß.

Auf der nächsten Station stieg ein älterer Herr ins Abteil, der den Affen kaum bemerkt hatte, als er auch schon bittere Bemerkungen über die zunehmende Unsicherheit der „republikanischen" Bahnen fallen ließ. Man sei ja hier wie in einem Urwalde, und er wundere sich, wie eine verständige Frau ihrer Tochter solche Torheiten gestatten könne. Die Anspielungen hätten Grete sicher veranlaßt, etwas über die Leute zu sagen, die die Tiere nicht liebten und mithin überhaupt unliebenswürdig seien — wenn nicht Frau Lorensen ihrer Tochter leise, aber energisch bedeutet hätte, zu schweigen. Schon der Kutscher, der alte, brave Johann, der sie vom Bahnhof abholte, war starr vor Staunen über Emil, fand ihn natürlich dem Fräulein zuliebe reizend und beschritt nur insofern einen falschen Weg, als er in dem Bestreben, Emil etwas Angenehmes zu sagen, behauptete: „So'n Affe würde mindestens einhundert Jahre alt und beinah' so groß, wie'n erwachsener Mensch!"

(Schluß folgt.)

[20. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

XVII.

Damit ging sie aus der Tür.

Der Kommerzienrat aber rief ihr nach: „Das sollst du bereuen! Das sollst du bereuen!" und warf donnernd die offengebliebene Tür ins Schloß.

Josephine schritt durch den hellen, blanken Flur rasch davon. Aus den scheuen Mienen den wispernden Stimmen vorüberhuschender Dienstboten entnahm sie, daß man gelauscht, sie beobachtet hatte. Kein Wunder bei dem lauten polternden Tonfall ihres Vaters, seiner ungenierten Art, sich zu geben. Und nun, im Treppenhaus, begegnete ihr denn auch Fräulein Teichmann, neugierig und ein wenig verlegen, wie sie sich dieser so ungnädig verabschiedeten Tochter des Hauses gegenüber zu verhalten habe. Aber Josephine ließ ihr wenig Zeit, darüber nachzudenken, im nächsten Augenblick schon war sie draußen — das Vaterhaus lag hinter ihr.

O wie haßte sie diese neue modische Prunkvilla! Sie hatte sich nie wohlgefühlt, nie darin eingewöhnen können. Alles in diesem Haus kam ihr kalt, gemacht, protzig aufdringlich und gemein vor, sehr im Gegensatz zu ihrem wahren Elternhaus, dem alten, ruhigvornehmen Bau in der Klosterstraße, unweit der Parochialkirche. Dort war auch der Vater ein anderer gewesen. Bei Lebzeiten ihrer Mutter hatte Harmonie, Ruhe und Frieden in der Familie geherrscht, hatte Glück und Freude ihr Herz erfüllt. Welch eine selige Kinderzeit, welche fröhlichen, unbekümmerten Jungmädchentage hatte sie in jenem alten, lieben Hause verlebt, mit welcher Verehrung und Liebe hatte sie zu ihren Eltern aufgeschaut. Das war nun alles dahin, nichts als Erinnerungen . . . Und in die Vergangenheit zurückschauend, ging sie noch einmal den Weg ihres Erwachsens, auf dem sie zu eigenem Urteil herangereift, zur Kritik an den Zuständen, die sie umgaben, gelangt war. Bald nach dem Tode der Mutter hatte es begonnen, hatte sich der Vater immer mehr ihr entfremdet. Die eigentliche Ernüchterung, die große, grausame Erkenntnis aber setzte erst mit dem Bau dieser abscheulichen Villa ein. Da war sie zum erstenmal so recht erst in das große Gebiet des väterlichen Betriebes als Zuschauerin eingetreten, hatte sie aus eigener Anschauung die elenden Verhältnisse der Fabrikarbeiter, ihre Armut, ihre Leiden und ihren Jammer in unmittelbarer Nähe kennen gelernt. Und jene Not und Drangsal, diese Dürftigkeit, dieser Mangel an allem, was das Leben erst lebenswert macht, hatte sie zu Vergleichen herausgefordert mit dem Wohlstand, den blühenden, üppigen Verhältnissen, dem Reichtum und Ueberfluß, die sie selbst umgaben. Welch ein Abstand, welch ein tiefer Abgrund zwischen der verschwenderischen, ausschweifenden Lebensführung ihres Vaters und der Entbehrung, der harten Arbeit, dem kümmerlichen, schwer verdienten Brot dieser Hungerleider! Welch ein Kontrast: diese protzige, mit Schmuck überladene, große Prunkvilla in unmittelbarer Nähe jener traurigen, armseligen, ungesunden Hütten, in denen zerlumpte Menschen ein kümmerliches Dasein fristeten, von Krankheiten und Ungeziefer geplagt, von dunkler Enge und Not bedrückt. Und waren diese in harter Fronarbeit seufzenden Leute nicht die wahren, schaffenden Kräfte, die den Reichtum ihres Vaters erst hervorbrachten? Wie wenig aber hatte er für sie übrig!

Derartige Gedanken waren in unablässiger Folge auf sie eingestürmt, hatten ihren Sinn verwandelt, sie ernst gestimmt. Wohl war sie bemüht gewesen, mit Wohltun zu helfen und auszugleichen, bis sie einsah, wie unzulänglich, wie gering, wie wenig das immer nur sein konnte gegenüber der großen Hilfsbedürftigkeit und Not. Und sie gedachte ihrer naiven Vorstellungen und Bitten, die sie dem Vater hierzu gemacht und seiner erst lachenden, dann unwilligen und zornigen Abwehr. Wie sie dann in langen Gesprächen mit Rudolf zur wahren Erkenntnis dieser erschreckenden Unstimmigkeiten gelangt und schließlich mit ihm übereingekommen war, jenes Buch zu schreiben, das nicht zuletzt gerade dem Vater die Augen öffnen sollte über seine schwere Unterlassung, deren er sich täglich von neuem schuldig machte . . . Und sie hatte noch mehr, noch Trüberes, Niederdrückenderes erfahren. Ihr war von den Ausschweifungen ihres Vaters Kunde geworden, von schmutzigen lasterhaften Geschichten. Das hatte ihrer Kinderliebe einen argen Stoß versetzt, hatte sie dem Vater gegenüber scheu und unfrei gemacht, hatte sie unheilbar verletzt, ihr unbekümmertes Verhältnis zu ihm für immer zerstört. Es war ein trauriges, grausames Erwachen aus goldenen Jugendträumen, ihr ganzes bisheriges Weltbild geriet ins Wanken. Und es hatte unendliche Mühe gekostet, ehe sie zu einer neuen geläuterten Lebensanschauung gelangt war.

Das hatte erst die Liebe, die tiefe beseligende Gemeinschaft mit Rudolf fertig gebracht, er war ihr Retter geworden aus dieser inneren Bedrängnis und seelischen Not. Ihm verdankte sie ihre Befreiung vom blinden Autoritätsglauben, von allem Irrwahn überlebter Begriffe. Er hatte sie aus den Banden der Unwissenheit erlöst und hinaufgeführt zu den Höhen einer klaren freien Betrachtung der menschlichen Verhältnisse. Da gewannen die Dinge freilich ein anderes Gesicht, aber sie hielten dafür auch ihrem unbeirrten kritischen Blick stand, blieben im harten Licht der Wirklichkeit unverrückbar. Das alles hatte sie Rudolf zu danken.

Als sie den Vorgarten verließ und das schmiedeeiserne Gitter schloß, blickte sie noch einmal zurück auf den breit und protzig daliegenden Prunkbau, den sie verabscheute und verachtete, als eine Stätte des ungerechten Ueberflusses und verschwenderischen Luxus, der Schmach und Schande eines üppigen Mannes wie ihr Vater war, einer leichtfertigen Tänzerin, wie jener Ubaldi, wahrhaft würdig. Nicht eher würde ihr Fuß dieses Haus des Uebermuts wieder betreten, bis ein anderer Geist darin eingezogen war, bis sie mit reinem Gewissen Ja sagen konnte zu seiner Existenz. Jetzt forderte dieser Palast zu Rache und Vergeltung heraus; mochte er darum vom Erdboden verschwinden, ihr sollte es recht sein!

Sie wanderte den wohlvertrauten Weg nach der Maifestraße und klopfte bald an die Pforte des alten Pfarrhauses. Frau Täpke öffnete ihr und begrüßte sie mit den freundlichen Worten: „Griß Jhnen Gott, Frollein Phinchen, det is man jut, det Se kommen, wir sin nemlich janz alleene, un der Herr Kandedat is schon janz unjeduldig."

Josephine trat in die Wohnstube, wo schon das erste Abenddämmern wob, und erblickte zu ihrer Freude Rudolf auf dem Sofa, noch in halbliegender Stellung zwar, doch munter und fieberfrei. Sie begrüßten einander mit großer Herzlichkeit. Josephine setzte sich zu ihm und ein lebsames Plauderstündchen begann.

Beide waren froh, daß der Augenblick ihr Alleinsein begünstigte. Agnes war mit Dr. Wagner ausgegangen und wurde erst am Abend zurückerwartet. — Sie hatten sich so viel zu sagen, von so manchem zu berichten, nachdem ihre Zusammenkünfte in der letzten Zeit oft genug behindert worden. Rudolfs Verletzungen heilten so rasch, daß er hoffen durfte, vielleicht in der nächsten Woche schon notdürftig wiederhergestellt zu sein. Er erzählte, daß Herr Anselm Krause bei ihm gewesen und ihm allerlei günstige Aussichten eröffnet habe, was seine Wahl zum Abgeordneten betraf. Der bereitwillige Mann war in zwei Wahlkreisen um Rudolfs Kandidatur eifrig bemüht, während er selbst sein Mandat schon so gut wie in der Tasche hatte. Sobald er körperlich dazu imstande wäre, und das mußte nach Dr. Wagners Meinung in Kürze der Fall sein, wolle er selbst sich den Wählern vorstellen, der Entwurf seiner ersten Rede sei bereits fertig. Herr Krause sorge jetzt emsig für die Verbreitung der freigegebenen Broschüre, was eine treffliche Vorarbeit für sein persönliches öffentliches Auftreten bedeute. Auch sein Schwager Dr. Wagner nahm sich seiner Sache an, wirkte im stillen angelegentlichst für ihn, ward Freunde und sei unablässig in seinem Sinne tätig. Die Dinge standen also recht gut, man konnte begründete Hoffnung auf günstigen Erfolg hegen. Josephine war von alledem sehr erfreut, sie atmete auf, ihre Bedrückung wich. Und dann begann sie selbst von ihren Erlebnissen zu berichten, von ihrer Auseinandersetzung mit dem Vater, dem Zerwürfnis, unter dessen Eindruck sie voneinander geschieden. Unter den aufmerksamen teilnehmenden Blicken des Geliebten redete sie sich den schweren Druck von der Seele, und es wurde ihr leicht und frei.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Blutgericht Peters des Großen

Der niedergeschlagene Putsch

Im Juni 1698 kam der Zar über Dresden nach Wien, wo er mit Kaiser Leopold zusammentraf und schon im Begriff war, nach Italien zu reisen, als ein von seiner Schwester Sophie zum dritten Male erregter Aufruhr seine Gegenwart in Moskau nötig zu machen schien. Diese etwas unruhige, ehrsüchtige Dame konnte es ihrem Bruder nicht verzeihen, daß er sie in ein Kloster gesperrt hatte. Da nun besonders das Militär und hauptsächlich die Strelitzen mit Peters Reformen unzufrieden waren, so benutzte sie diese Unzufriedenheit durch geschickte Unterhändler, um einen Putsch zu erregen. Die Strelitzen waren ein Korps von vierzigtausend Mann und die erste stehende Miliz in Rußland, die hundert Jahre vorher Iwan der Schreckliche aus dem Adel, zur Sicherheit für die Person des Zaren und des Kremls, errichtet hatte. Sie genossen außerordentliche Freiheiten, hingen starr an den alten russischen Sitten, widerstrebten hartnäckig strenger Kriegszucht und wurden, wenn sie sich beleidigt glaubten, selbst dem Zaren furchtbar. Aufgebracht über den Vorzug der von den Fremden befehligten Regimenter, mit Abscheu gegen alles Ausländische erfüllt, war es nicht schwer, sie für Sophies Pläne zu gewinnen. Als Peter Wien verließ, war der Putsch, der ihnt den Thron entreißen sollte, schon im Aufloderm. Peter reiste Tag und Nacht, ließ es sich aber nicht nehmen, im Flecken Rawa, wo er mit König August von Polen zusammentraf, noch Brüderschaft bei einem ausgelassenen Gelage zu trinken. Um seine vielgerühmte Stärke zu zeigen, hieb August damals einem polnischen Ochsen mit einem Streiche den Kopf ab. Peter bat um den Säbel, der so gut hieb, mit den Worten: „Ich will die Kunst an den russischen Köpfen versuchen!"

Am 4. September langte er in Moskau an und hielt ein schreckliches Blutgericht über die Rebellen. Den Putsch selbst hatte der General Gordon, ein Schotte, bereits niedergeschlagen; er war den aufsässigen Offizieren mit zehntausend Mann entgegengerückt und hatte nicht mit Pulver gespart. Dreitausend Strelitzen waren geblieben, über tausend in Ketten gelegt worden. Schreckliche Verhöre mit Knute und Folter begannen nach Peters Ankunft. Peter ließ über tausend dieser Gefangenen rädern, spießen, köpfen oder nach Abhacken der Arme und Beine wie ein Stück Vieh hinwerfen. Der Patriarch Adrian forderte den Zaren mit dem Marienbild in der Hand zur Barmherzigkeit auf. „Mische dich nicht," schrie ihn Peter an, „in Dinge, die nicht deines Amtes sind!" Um das Kloster, in dem Sophie wohnte, wurden an zweihundert große Galgen errichtet, die alle voller Strelitzen hingen, und Sophies Fenster gegenüber knüpfte man die drei auf, die sie schriftlich gebeten hatte, die Regierung zu übernehmen. Jeder von ihnen bekam ein Blatt in die Hand und eine Stütze unter den Arm, so daß er das Aussehen eines Darreichenden erhielt. Sophie wurde ebenfalls körperlich gezüchtigt, Peter wollte sie erschlagen, und nur einem Kammermädchen, das sich mutig mit dem Schrei: „Es ist deine Schwester!" dazwischen warf, gelang es, ihm das schon erhobene Schwert zu entwinden. Sie wurde aber fortan so scharf bewacht, daß sie sich nicht mehr rühren konnte. Das Korps der Strelitzen ward nach den äußersten Grenzen des Reiches verwiesen und dergestalt unter die anderen Regimenter verteilt, daß Peter von ihnen nichts Gefährliches mehr zu befürchten hatte.

S. H.

Straße

1.

Sie sagen, daß ich Dirne sei.
Nie hab' ich nachgedacht.
Frei sein heißt für uns vogelfrei
Gehetzt sein von der Nacht.

Ein jeder Tag hat seine Not,
Ein jeder Tag will Glück.
Und nimmt mich erst der Freier Tod,
Geht's nicht in Nacht zurück,

Die Stunde liegt am Weg und lädt
Voll Gier die neue ein.
Eh' meinen Leib der Schnitter mäht,
Will ich lebendig sein.

2.

Schlaf ohn' Obdach geht und fleht,
Hunger brennt und rennt,
Ob nicht an der Ecke steht
Einer, der mich kennt?

Blut und Körper atmen Licht,
Nur Gespenst ist Qual.
Achtet mein auch einer nicht,
War ich Mensch einmal.

Grabt mich ohne Küster ein,
Ohne Sarg und Gruß,
Einer wird es dennoch sein,
Der mich sehen muß.

Franz Rothenfelder

Verantwortliche Redakteure: für Politik, Feuilleton und die Beilagen: Karl Veiter-Berlin-Neukölln; für Gerichtssaal und den übrigen Teil des Blattes: Heinrich Heppner-Berlin; für den Inseratenteil: Paul Ortz-Berlin-Lichterfelde. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übern. die Redaktion keine Verantwortung.
Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.